

Schöpferwirksamkeit sei von „prinzipieller Analogielosigkeit“. Zugleich wird dieses Wirken in der Natur als ein Wirken „in der Welt und ihrer Geschichte“ bestimmt. Von diesem Ansatz her ergibt sich eine doppelte Schwierigkeit: 1) läßt sich das Spezifische von Natur überhaupt bestimmen, wenn durch das Umgreifende der Schöpfertätigkeit Gottes die Differenz Natur-Geschichte theologisch zum Verschwinden gebracht wird? 2) läßt sich, wenn die Schöpfertätigkeit analogielos ist, überhaupt noch ein Begriffsra-ster angeben, innerhalb dessen sich Theologie auf Naturwissenschaft oder Philosophie beziehen kann?

Der letzte Beitrag des Bandes von *Hans Michael Baumgartner* behandelt die „Metaphysik der Natur“ in der Perspektive kritischer oder spekulativer Philosophie. Ich übergehe aus Platzgründen die an sich wichtigeren historischen Vorüberlegungen. Festzuhalten bleibt daran die Einsicht, daß „Natur“ ein metaphysischer Totalitätsbegriff ist, der in keiner Empirie eingelöst, gleichwohl aber als gültig unterstellt werden muß. B. stellt idealtypisch die Positionen von Naturalismus und Idealismus der Freiheit einander gegenüber und zeigt, wie diese Positionen bis heute Tendenz haben, im Sinn einer kurzschlüssigen Alleinheitslehre vermittelt zu werden (historisch bei Giordano Bruno oder Schelling; heute etwas platter bei Fritjof Capra). Diese Alleinheitslehren, die Natur als sich bis zum Bewußtsein hin selbst potenzierendes System begreifen, halten aber kritischen Einwänden nicht stand. Die Endlichkeit menschlicher Vernunft ist an distinkte Perspektiven (z. B. theoretische und praktische) gebunden. Die Einheit dieser Perspektiven läßt sich nur als Grenzbegriff einer „regulativen Vernunft“ denken, ist dann allerdings unverzichtbar. – B.s Einwände gegen historische und heute wieder in Mode gekommene Alleinheitslehren sind zutreffend. Weder materialistisch noch metaphysisch läßt sich Natur als hinreichende Bedingung für menschliches Selbstverständnis explizieren. Gleichwohl bleibt der Einwand Honnefelders in der anschließenden Diskussion bestehen: Ist mit einer Metaphysik vom Typ „Schelling“ schon jede Form von Metaphysik der Natur vom Tisch? Ist die Alternative Kant-Schelling zwingend?

In der abschließenden Zusammenfassung der Generaldiskussion werden ungelöste Probleme offen angesprochen. Z. B. folgender zentrale Punkt: „Wie müßte eine moderne kritische Metaphysik der Natur aussehen, die dem naturwissenschaftlichen Naturverständnis seinen Ort und seine Legitimität einräumt, zugleich aber zu sagen vermag, wie andere Naturverständnisse möglich sind und auf welche Weise von Natur als Sinneinheit und als praktische Größe gesprochen werden kann? Dies scheint die offene Frage zu sein, auf die alle Überlegungen zulaufen.“

Ein lezenswertes Buch. Wer die Problematik interdisziplinärer Gespräche kennt, wird keinen Anstoß an den auch hier zutage tretenden Aporien nehmen, wie etwa an der Tendenz der Theologie und Naturwissenschaft, sich argumentativ zu immunisieren. Allein die Tatsache, daß auf solchem Niveau miteinander gesprochen wird, ist bedeutend und legitimiert das Unternehmen.

H. D. MUTSCHLER

GUITTON, JEAN, BOGDANOW, GRICHKA und IGOR, *Gott und die Wissenschaft*. Auf dem Wege zum Metarealismus. München Artemis & Winkler 1993. 180 S.

Das Buch, das seit 1993 auch in deutscher Übersetzung vorliegt, hatte schon 5 Monate nach dem Erscheinen (1991) in Frankreich die Auflagenhöhe von 300 000 Exemplaren überschritten und stand 25 Wochen in Frankreich auf der Bestsellerliste. Jean Guitton tritt in diesem Buch in einen Dialog mit zwei Physikern über naturwissenschaftliche Erkenntnisse unseres Kosmos, seine Entstehung, die Bildung von Leben und die Entwicklung des Menschen und seines Bewußtseins. Anknüpfend an die modernsten naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die allerdings mehr im Bereich der Physik bleiben, versucht G. Verbindungslinien zur Existenz Gottes zu ziehen als dem letzten Urgrund alles Seins. – Doch wer ist Jean Guitton? Er ist zwar in Frankreich als katholischer Philosoph sehr bekannt, jedoch fast nicht in unserem Land. Er wurde 1901 in Saint Etienne geboren, promovierte 1933 mit einer Arbeit über „Die Zeit und die Ewigkeit bei Plotin und dem hl. Augustinus“. Von 1940 bis Juni 1945 war er Kriegsgefangener, dozierte vor und nach dem Krieg Philosophie an verschiedenen Universi-



täten und wurde 1954 auf den Lehrstuhl für „Geschichte der Philosophie und Philosophie“ an die Sorbonne berufen, wo er bis 1965 dozierte. Seit 1961 ist er Mitglied der Académie Française und wurde als Beobachter zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1963–65) berufen. Auf dem Konzil wurde er von Papst Paul VI. gebeten, die Schlußansprache in der zweiten Sessio des Konzils (3. 12. 1963) über die Einheit zu halten. Seit 1986 ist er ausländisches Mitglied der Akademie von Athen, seit 1986 der Akademie der Naturwissenschaften von Sofia. Er empfing verschiedene Auszeichnungen und Ehrungen (Ordre national du Mérite, Ordre des Arts et des Lettres, Grand-Croix de St. Grégoire-le-Grand, Grand Prix de Littérature der Académie Française 1954, Grand Médaille, die Auszeichnung Sciences et Belles Lettres 1969, den Prix Osiris des Institut de France (1972)). – Nach Kenntnis dieses außergewöhnlichen Lebenslaufs ist man sehr gespannt auf das Buch. G. steht in der Gedankenwelt von Henri Bergson und Teilhard de Chardin, die beide auch immer wieder im vorliegenden Buch zitiert werden. Was ist das Hauptanliegen in dem umfangreichen Werk von G.? Sein ganzes Bemühen geht um die Einheit, die Einheit unter den noch so verschiedenen Philosophien wie der von Pascal und Leibniz, von Renan und Newman u. a. Um Einheit geht es G. ebenfalls im Bereich der Konfessionen (nicht um Vermischung) zwischen Katholiken und Protestanten. G. ist nicht nur Philosoph und Theologe, sondern hat auch Romane geschrieben und ist auch Maler. Er hat eine Kapelle der Prämonstratenser in Rom ausgemalt und hatte zahlreiche Ausstellungen seiner Gemälde. Seine Bilder und auch viele seiner Schriften gleichen einer immer tiefer werdenden Meditation über das Evangelium.

Obwohl viele seiner Bücher auch ins Deutsche übersetzt sind, hat er in unserem Land nie die Bekanntheit wie in Frankreich erreicht. Im vorliegenden Buch geht es dem Verf. um eine neue Einheitsschau von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und dem Glauben an die Existenz Gottes bzw. dessen rationale Begründbarkeit. Es ist gleichsam eine Lebens-Summe eines Neunzigjährigen, in einer neuen Weise zu dem alten, jedoch unbegründeten Gegensatz von Naturwissenschaft und Glaube Stellung zu nehmen. Das Buch ist in der Form eines Dialogs mit den beiden Brüdern Bogdanov, zwei Physikern, geschrieben. Die Gespräche werden in einen weitgespannten, thematischen Rahmen geführt: „Der Urknall“ (27–48), „Das Geheimnis des Lebens“ (49–64), „Zufall und Notwendigkeit“ (65–78), „Auf der Suche nach der Materie“ (79–94), „Die Felder des Realen“ (95–108), „Der Geist in der Materie“ (109–122), „Die divergierenden Universen“ (123–138), „Nach dem Ebenbild Gottes“ (139–152), „Auf dem Weg zum Metarealismus“ (153–162). Der Epilog nach diesen, vornehmlich dem Bereich der Physik angehörenden Themen, fragt dann: „Warum gibt es etwas und nicht nichts?“ (163–170) – also die fundamentalste philosophisch-ontologische Frage nach dem Grund der Existenz des Universums und aller darin enthaltenen Seienden. Das durchaus berechtigte Anliegen des Buches ist es, Ansätze in den Naturwissenschaften, insbesondere aus der Elementarteilchen- und Astrophysik, zu finden, die Hinweise, Analogien, Brücken zur Frage nach der Existenz Gottes und seines schöpferischen Wirkens sind. Das geschieht in der Form des Dialogs und in einem französischen Denkstil eines Meisters der Sprache. Es ist wohl auch ein größerer Leserkreis angesprochen als der der Naturphilosophen oder allgemein der Fachphilosophen. So ist es auch nicht verwunderlich, daß neben der durchaus anerkanntwertigen Intention, das Verhältnis von Naturwissenschaften zur philosophischen Gotteserkenntnis und damit auch zu Glaubensaussagen zu klären, die Fragen oft nicht scharf genug gestellt und die Ansätze in den Naturwissenschaften zu leicht als Beweise im philosophischen Bereich angesehen werden. Das wird schon in der Einleitung aus den Worten G.s deutlich: „Inwiefern handelt es sich um ein neues Denken? Insofern, als es die Grenzen zwischen Gott und Materie verwischt. Daher haben wir beschlossen, ihm den Namen *Metarealismus* zu geben“ (12). Inwiefern sich durch die neue Elementarteilchen- und Quantenphysik die Grenzen zwischen Gott und Materie verwischen, kann ich nicht einsehen. So sollen im folgenden eine Reihe von Texten (längst nicht alle) angeführt werden, die nach heutiger Wissenschaftstheorie und Sprachphilosophie so nicht gesagt werden können. Schon der Titel ist falsch übersetzt. La science ist im Deutschen „die Naturwissenschaft“ (ähnlich wie im Englischen „science“ nicht einfach Wissenschaft ist). Unter Wissenschaft wür-



den im Deutschen von der Literaturwissenschaft über Sprachwissenschaft, Humanwissenschaft, Medizin, Soziologie etc. viele Wissenschaften fallen. Das vorliegende Buch handelt aber nur von Naturwissenschaften und dann auch noch nur von einem Teil, nämlich der Physik. Allerdings ist dieses Versehen wohl nicht G., sondern der Übersetzerin anzulasten. Die Ausführungen der Brüder Bogdanov sind wissenschaftlich korrekt. Wenn der alte Materiebegriff von Wirklichkeitsklötzchen zugegebenerweise nicht mehr den neuesten physikalischen Ergebnissen entspricht und man eher von Feldern und Beziehungen reden muß, so ist dann Materie zwar nicht mehr etwas grob Materielles im naiv verstandenen Sinn, aber damit ist doch noch nichts Geistiges gegeben. Es bestätigt sich dabei nur die alte philosophische Erkenntnis, daß wir das, was seismäßig von uns entfernt ist, wie eben die Materie (und auch Gott) am wenigsten präzise erkennen können. Oder es wird auf S. 62 aus der Komplexität des Lebens geschlossen, daß das Universum selbst „intelligent“ ist. Das müßte ja viel exakter erklärt werden. Eine Uhr oder ein Computer sind keineswegs intelligent in dem Sinne, daß sie Verstand oder Vernunft haben, sondern höchstens in dem Sinne, daß sie die Intelligenz ihres Urhebers widerspiegeln. Oder S. 70: „Ohne uns, ohne ein Bewußtsein, das von sich selbst zeugt, könnte das Universum nicht existieren: Wir selbst sind das Universum, sein Leben, sein Bewußtsein“. Dieser Satz ist in vieler Hinsicht nicht differenziert genug. Das Universum hat ohne uns existiert, also kann es auch ohne uns existieren. Lebensformen hat es auch schon vor uns gegeben, also können wir auch nicht sagen, wir sind sein Leben. Oder S. 75: „Das Universum *wußte*, daß der Mensch zu seiner Zeit kommen würde“. Welcher Art ist dieses Bewußtsein, da wir doch auf S. 70 im eben angeführten Zitat selber als das Bewußtsein des Universums bezeichnet werden? S. 81 „wie sie (= Bergson und Teilhard) bin auch ich versucht zu glauben, daß die Materie aus Geist gemacht ist und daß sie uns folglich unmittelbar zur Anschauung Gottes führt.“ Soll das heißen: die Materie ist *durch* den Geist (Gottes) gemacht, oder sollen seine Bestandteile Geist sein? S. 84 muß es heißen „Während ihres phantastischen Eintauchens ins Innere *der* Materie ...“ (der Artikel ist ausgelassen). Was ist die „spiritualistische Auffassung der Materie“ (96 und davor)? Es wird wieder vom Nicht-Greifbaren des Materiellen kurzschlüssig auf Geist geschlossen! Überhaupt sind diese Sprünge bezeichnend für das ganze Buch, so ebenfalls vom Urfeld der Supersymmetrie auf Gott. Es folgt auch nicht (107) aus der Kopenhagener Konvention, daß jeder grundlegende Unterschied zwischen Materie, Bewußtsein und Geist beseitigt ist. S. 124 ... „es hätte nur eines *Nichts* bedurft, damit dieses oder jenes Ereignis nicht stattgefunden hätte“. Hier wird „nichts“ in dichterischer Übertreibung für „sehr wenig“ benutzt, aber keineswegs in philosophischer Sprache! Warum muß auf S. 141 „eine Art Bewußtsein“ für die Verknüpfung zwischen jedem Atom des Universums bemüht werden, wo doch die normalen Anziehungskräfte dafür ausreichen? Hier findet eine wissenschaftstheoretisch unzulässige Vermischung naturwissenschaftlicher und philosophischer Argumentation statt. In ähnlicher Weise werden die wissenschaftsphilosophischen Regeln in dem Zitat eines Gedankens von Louis de Broglie (145) nicht beachtet, wonach „Physik und Metaphysik, Fakten und Ideen, Materie und Bewußtsein ein und dasselbe seien“. Diese Aussagen sprechen all den Bemühungen um begriffliche Klarheit der Wissenschaftsphilosophie Hohn. – Die Interpretation (147), daß wir nicht nach dem Bild Gottes geschaffen sind, sondern selber das Bild sind, ist ganz sicher falsche Exegese. Die entsprechende Stelle heißt doch wohl, daß Gott das Urbild ist, von dem wir das Abbild sind. Gewöhnlich sagt man in der Theologie, daß der Sohn das Ebenbild des Vaters ist. Dasselbe Durcheinander findet sich in den Begriffen Zeit und Ewigkeit. Von Gott wird S. 36 gesagt: „Er ist die Zeit selbst“. Nach Einstein ist Zeit auf Raum bezogen und Raum durch Materielles (in welcher Form auch immer) konstituiert. Wenn Gott die Zeit selber wäre und nicht, wie es alle christlichen Philosophen gemeint haben, die Ewigkeit, d. h. die Überzeitlichkeit oder Unzeitlichkeit, dann wäre Gott veränderlich und konsequenterweise kontingent, aber nicht mehr das notwendige Sein. Gott ginge durch die Zeitlichkeit seine Göttlichkeit verloren. – Das Buch schließt mit einem Zitat von Henri Bergson. „Wie alle Philosophen von der letzten Frage umgetrieben, hatte er etwas Seltsames gemurmelt: ‚Das Universum ist eine Maschine, um Götter hervorzubringen ...‘ Das war sein letzter philosophischer Seufzer“ (170). Der Philosoph kann



dazu wirklich nur seufzen angesichts solcher philosophisch und theologisch unsinniger Aussagen. Wie soll etwas Endliches wie das Universum, das als solches kontingent ist, etwas Unendliches, das ens infinitum, das unendliche Sein hervorbringen? Das würde völlig unvereinbar sein mit dem Prinzip des hinreichenden Grundes von Leibniz, daß das Hervorbringende mindestens von derselben Seinshöhe sein muß, wie das Hervorgebrachte. Letztlich verstößt es gegen das Widerspruchsprinzip. Im deutschen Bereich gibt es naturphilosophische Ansätze von Gerhard Vollmer (wissenschaftstheoretisch), von C. F. v. Weizsäcker ausgehend von der Philosophie Platons oder meine eigene Naturphilosophie aufbauend auf dem Kontingenzbeweis Thomas von Aquins bzw. der Transzendentalphilosophie Kants. Ich fürchte, daß G.s Buch auf dem deutschen Büchermarkt eher kein Erfolg beschieden sein wird. Sollte dies Buch ein Kritiker von der sprachanalytischen Schule besprechen, würde es wahrscheinlich gnadenlos zerrissen. Dabei konnten in dieser Rezension längst nicht alle Ungereimtheiten ausgeführt werden. Ich halte das Buch für keine gute Lösung der naturphilosophischen Probleme, besonders für den kritischen deutschen Leser. Immerhin sind die zahlreichen Probleme im Gespräch zwischen Naturwissenschaften und Glauben deutlich angesprochen.

R. KOLTERMANN S. J.

JOHANSON, DONALD, SHREEVE, JAMES, *Lucys Kind*, Auf der Suche nach dem ersten Menschen (Serie Piper 1661). München: Piper 1992. 412 S.

Der Titel des Buches schließt bewußt an das Buch von D. Johanson und E. Maitland „Lucy. Die Anfänge der Menschheit“ (1982) an, das einen aufsehenerregenden Fund von Australopithecus afarensis vorstellte und die Geschichte seiner Entdeckung im äthiopischen Afar spannungreich beschrieb. Dieses letztere Buch war als Sachbuch über die Anfänge der Menschheit ein Bestseller, spannend geschrieben und Einblick gebend in die Methoden der Feld- und Laborforschung sowie in die komplexen Probleme der Erforschung der Abstammung des Menschen. So ist man gespannt, ob die vom ersten Buch her hochgesteckten Erwartungen auch in diesem Folgeband erfüllt werden. Um es gleich vorwegzunehmen: „Lucys Kind“ erreicht weder in der literarischen Durchführung noch auch in der Bedeutung des Fundes (OH 62) das Niveau der ersten Veröffentlichung. Doch schauen wir im einzelnen zu! Johanson und der Journalist James Shreeve legen in diesem neuen Buch das Ergebnis einer Grabungsexpedition vor, die von dem Institute of Human Origins (Berkeley, Kalifornien) im Sommer 1986 in der Olduvaischlucht in Tansania unternommen wurde. Das Forschungsinstitut wurde 1981 infolge der wirklich bahnbrechenden Erfolge des Fundes von Lucy und des großen Geschicks, mit der J. seinen Fund überall in der Welt präsentierte, gegründet. Das Ziel des IHO ist es, Feld- und Laborarbeit zu integrieren und die Ergebnisse für die paläoanthropologische Wissenschaft zu dokumentieren. J. gibt denn auch ohne Umschweife zu, daß man dafür dauernd die Reklametrommel rühren muß, um die nötigen finanziellen Mittel einzutreiben. Das ist die Realität in der Forschung, auch wenn der Hinweis darauf von vielen Kollegen als peinlich empfunden wird. Auch dieser Band hat die Aufgabe der Reklame, denn die rein wissenschaftlichen Ergebnisse sind ja längst in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht. Wenn jedoch der Hinweis aufs Geld zu häufig erfolgt, ist man als Leser – auch als einer, der vom Fach wirklich etwas versteht – mehr als unangenehm berührt. Der Leser bekommt in diesem Band auch mehr als reichlich Gelegenheit, die offenen und versteckten Kämpfe und die gegenseitige Mißgunst unter Kollegen kennenzulernen. Besonders häufig werden die Auseinandersetzungen mit der Forschermailie Leakey, die die ersten erfolgreichen Grabungen in der Olduvaischlucht durchführten, genannt. Besonders unangenehm ist man durch die Angriffe auf Mary Leakey berührt, die doch die Mentorin J.s zu Beginn dessen wissenschaftlicher Karriere war. Da die äthiopische Regierung weitere Grabungen im Afar-Dreieck, dem Fundgebiet von Lucy, verboten hatte, suchte J. nun im ureigensten Gebiet von Mary Leakey, der Olduvaischlucht, nach neuen Funden. Im ersten Kap. wird der Leser in die Schwierigkeiten eingeführt, die auf einen bei Forschungsträgen warten. Das 2. Kap. macht den Leser vertraut mit dem derzeitigen Stand der Stammesgeschichte des Menschen, den verschiedenen Australopithecus-Arten und